

ALTGERMANISCHE LAUTUNTERSUCHUNGEN

VON

WILHELM WIGET

DORPAT 1922

Druck von C. Mattiesen, Dorpat 1922

1. Urgerm. p, t, k.

Für die ahd. Tenuisverschiebung nimmt man in der Regel folgende Stufen an: $p > ph > pf > ff$. Ich möchte im folgenden wahrscheinlich zu machen suchen, dass wir es schon im Urgerm. mit aspirierten Tenuis zu tun haben, dass also das erste Stadium für die hd. Lautverschiebung wegfällt.

1. Die heutigen germ. Sprachen kennen alle mit Ausnahme des Isländischen, des Holländischen, einiger nnd. Binnenmundarten und der finnländisch- und estländisch-schwedischen Dialekte Aspiraten; zu den Ausnahmen gehört noch das unaspirierte *k* (bzw. *g*) einiger hd. Mundarten, die die gutturale Tenuis nicht verschoben haben. Es ist nun gewiss leichter zu begreifen, dass diese Dialekte ihre Aspiration verloren haben, als dass einzelsprachlich in allen übrigen Mundarten sich Aspiraten entwickelt haben, während wir eine solche Entwicklung doch bei keiner aussergerm. Nachbarsprache kennen. In den schwedischen Dialekten Finnlands und Estlands liegt die Erklärung für den Verlust der Aspiration auf der Hand: Es handelt sich um finnische bzw. estnische Substitution der Aspiraten durch reine Fortes, da die finnischen Sprachen keine aspirierten Tenuis kennen; beim Holländischen haben wir es vielleicht mit romanischer Lautsubstitution zu tun. [Eine junge Aspirata kennen die skandinavischen Sprachen in dem aus der dentalen Spirans *th* entwickelten *t* (norw.-schwed. *tak*, dän. *tag* = anord. *thak* Dach)].

2. Für die älteren Sprachstufen bieten uns die germ. Lehnwörter im Finnischen einige Anhaltspunkte. IF. XXXVIII, 54 ff. macht K. B. Wiklund darauf aufmerksam, dass neuere schwed. Lehnwörter im Finnischen in Fällen, wo das Paradigma keinen Wechsel zwischen starkem und schwachem Stammkonsonanten kennt, schwed. *k*, *p*, *t* mit einfachem *k*, *p*, *t* wiedergeben (fi. *pikari* = aschwed. *bikar* Becher; fi. *kupari* = aschwed. *kopar* Kupfer;

fi. *suutari* = aschwed. *sutare* Schuhmacher); ältere aschwed. und urnord. Lehnwörter erscheinen dagegen mit langer Tenuis: *kk*, *pp*, *tt* (fi. *pippuri* = aschwed. *pipar* Pfeffer; fi. *leikki* = anord. *leikr* Spiel — fi. *kattila* = urnord. Akk. Sg. **katila*, an. *ketil* Kessel; fi. *lukkaro* = urn. Akk. Sg. **lukkara*, an. *lokar* Hobel). Er führt ansprechend diesen Unterschied darauf zurück, dass die neueren Lehnwörter aus den finnländisch-schwedischen Dialekten mit unaspiriertem *k*, *p*, *t*, die älteren aus einer Sprachperiode mit aspiriertem *kh*, *ph*, *th* übernommen seien, die die Finnen durch ihre Längen *kk*, *pp*, *tt* wiedergaben.

3. Wenn die gewöhnliche Annahme richtig ist, nach der griech. χ in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten noch aspirierte Fortis *kh* gewesen ist, so müssten wir erwarten, dass die griech. Schriftsteller germanische Namen mit *k* (nach unserer Voraussetzung also *kh*) mit χ und nicht mit κ wiedergeben. Eine Durchsicht von Schönfelds Wörterbuch der agern. Vöker- und Personennamen ergibt folgendes (weggelassen sind die Wörter mit *-nk-* [vgl. Schönfeld 91 über *Φράγγοι*] und mit *-sk-*, das im Griechischen immer mit $\sigma\kappa$, nie mit $\sigma\chi$ wiedergegeben wird): Germ. *rīka-* im 2. Kompositionsglied wird mit einer einzigen Ausnahme mit *-ριχος* transkribiert: *Ἀλάριχος*, *Ἀλλάριχος*, *Ἀμαλάριχος*, *Ἀταλάριχος*, *Ἀθανάριχος*, *Βέριχος*, *Ἐράριχος*, *Ἐριμενάριχος*, *Εὐθέριχος*, *Φοιδερίχ*, *Γεζέριχος*, *Γιζέριχος*, *Γινζίριχος*, *Ἰλδέριχος*, *Ἰνώριχος*, *Ῥουδέριχος*, *Σιγγέριχος*, *Θενδέριχος*, *Θεοδώριχος*; die einzige Ausnahme bildet *Θουμέλικος* bei Strabo. Man mag bei dieser durchgängigen χ -Schreibung Anlehnung an allerdings seltene griech. Namen wie *Ἄδελιχος*, *Γύννηχος*, *Σιμιμιχος* usw. annehmen. Sonst erscheint χ noch in *Γισέλιχος*, *Χουβερ[ν(όρουμι)]*, *Ἰοδάχος* (neben *Ἰοδάχαρος*), *Ἰεδοβιχος*, *Ῥιχομήρης*, *Ῥιχομήριος*, *Ῥηχομήρης*, *Σιλλίχων*, *Στελλίχων* (neben *Σιλλικόν*). Häufiger ist κ : *Ἀανζίωνες*, *Φούλαρις*, *Καννίκιος*, *Κούαδοι*, *Καθύλκοι*, *Κίμβροι*, *Κοζαρδοί*, *Κοιμοῦνδος*, *Κουρίωνες*, *Ἐδέκων*, *Μαρχομαννοί*, *Ῥεζίμερ*, *Ἀάριγγοι*, *Μαρκίας*, *Ῥιχίλας*, *Ῥεκιμοῦνδος*, *Ῥεκινάριος*, *Ῥεζίθαγγος*, *Ῥοντίκλιος*, *Ῥονκρομίρον*, *Οὐάκις*, *Οὐάκχαρος*, *Οὐάκιμος*. Die lat. Autoren schreiben nicht selten *ch* (*Odoachar*, *Stilicho* usw.). Da nun die Lateiner griech. χ mit *ch* wiedergeben, so deuten solche Schreibungen auf griech. Quellen. Umgekehrt könnte man κ statt χ bei griech. Historikern auf schriftliche oder mündliche lat. Vermittlung zurückführen. In einzelnen Fällen wie *Μαρχομαννοί* u. a. lässt sich die lat. Quelle sogar ermitteln. Nun ist es aber

durchaus nicht über jeden Zweifel erhaben, dass griech. χ wirklich noch *kh* bezeichnete und nicht schon die Spirans des modernen Griechischen; die Transkription der griech. Eigennamen im Gotischen mit *k* besagt nichts, da ja das Gotische keinen *ach*-Laut besass, also irgendwie den griech. Laut mit einem verwandten einheimischen substituieren musste; so neuerdings auch Streitberg, Got. Elementarbuch⁵ 47. Wenn, woran ich nicht zweifle, die Herleitung der *g*-Rune X aus griech. χ richtig ist (v. Friesen, Om runskriftens härkomst 32 ff; Hoops Reallexikon IV 11), so würde dies spirantische Aussprache des griech. χ in den Dialekten des schwarzen Meeres schon für das 2. Jahrhundert beweisen. In diesem Falle wäre es begreiflich, dass die germ. Namen mit *kh* im Griechischen bald mit α (der reinen Fortis), bald mit χ (der Spirans) wiedergegeben wurden. Anders urteilt Schönfeld a. a. O. XXII: „Unter dem Einfluss“ des Wechsels *th*:*t*, (*c*)*h*:*c* (für germ. *th* und *h*) hat man bisweilen auch umgekehrt *th*, θ und *ch*, χ statt *t*, τ und *k*, κ geschrieben, was um so eher begreiflich ist, wenn die germanischen stimmlosen Verschlusslaute etwas aspiriert gesprochen worden sind.“ Mir scheint, ein sicherer Schluss auf die Natur des germ. *k* lässt sich aus der griech. Transkription der germ. Namen nicht gewinnen; es lässt sich nur sagen, dass diese Transkription mit der Annahme von germ. Tenues aspiratae sich wohl vereinigen lässt.

4. Die Aspiration in den modernen germ. Sprachen ist verschieden stark, am stärksten im Dänischen, am schwächsten im Deutschen. Nach dem Stärkegrad der Aspiration folgen sich die germ. Sprachen in der Reihe: Dänisch; Englisch; Schwedisch und Norwegisch; Deutsch. Überall unaspiriert sind die Tenues nach Spirant; *st*, *št*, *ft*, *xt*, *sp*, *šp*, *sk*. Das sind aber dieselben Verbindungen, in denen *p*, *t*, *k* im Hochdeutschen nicht verschoben wurden. Dürfen wir dieselben Verhältnisse bereits für das Urgerm. voraussetzen, und dafür spricht vielleicht auch der Umstand, dass die altgerm. Eigennamen mit *sk* im Griechischen nie mit $\sigma\chi$ umschrieben werden, so liegt hier also gar keine Ausnahme der hochdeutschen Lautverschiebung vor; verschoben worden wären eben nur die Aspiraten, aber nicht die Tenues inaspiratae. *tr*, das auch unverschoben geblieben ist, ist zwar in den heutigen hd. Mundarten ebenfalls unaspiriert; die übrigen germ. Sprachen aber haben hier aspiriertes *t*. Es lässt

sich vielleicht annehmen, dass *t* vor dem im Ahd. stark gerollten Zungenspitz-*r* (Ztrmgenspitz-*r*, weil sich Svarabhaktivokal entwickelte zwischen Guttural oder Labial +*r*, aber nicht zwischen Dental +*r*; und stark gerollt, weil nur unter dieser Annahme die Svarabhakti-Entwicklung begrifflich wird) schon vor der Lautverschiebung seine Aspiration verloren hat, wenn es überhaupt im Urgerm. in dieser Verbindung aspiriert gewesen ist. Aus dem Angeführten möchte ich deshalb als sehr wahrscheinlich schliessen: Die urgerm. Tenuis waren ausser in der Verbindung nach Spirant und (wenigstens im Vorahd.) in der Verbindung *tr* aspiriert. Die aspirierten Tenuis wurden im Hd. verschoben, die unaspirierten haben an dieser Verschiebung nicht teilgenommen.

2. Urgerm. \bar{e}^1 und \bar{e} .

Le Monde Oriental V 219 ff. stellt K. B. Wiklund die finnischen Lehnwörter mit \bar{e} (= urgerm. \bar{e}^1 , nordg. westg. \bar{a}) zusammen und kommt S. 226 zu dem Ergebnis, dass die finnischen und lapplischen Wörter mit *ie* zeigen, „dass der Vokal, aus welchem das spätere urnordische \bar{a} hervorging, sowohl in den Gegenden, wo die Finnen diese Wörter aufnahmen, als in den davon weit entfernten Gebieten, wo Ip. *viikko*, *liette* entlehnt wurde (auf der Küste des Eismeereres?), ein relativ enger und nicht, wie allgemein angenommen wird, ein offener palataler Vokal war“. Nun sind im finnischen *ie*, worauf mich Prof. Kettunen aufmerksam macht, zwei urfinnische \bar{e} -Laute zusammengefloßen, die im Estnischen noch auseinander gehalten werden, ein vorderes \bar{e} (= estn. \bar{e} , z. B. estn. *mees* fi. *mies* Mann) und ein hinteres \bar{e} (= estn. \bar{o}^*), z. B. estn. *sõõrmed* fi. *sieramat* Nasenlöcher); s. Kettunen, Lautgesch. Darstellung über den Vokalismus. des Kodaferschen Dialekts 44. Aufschluss über den offenen oder geschlossenen Charakter des germ. Lautes dürfte daher nur aus der Vokalqualität der germ. Lehnwörter im Estnischen zu gewinnen sein. Von den bei Wiklund angeführten finnischen Wörtern zeigen die estn. Entsprechungen $\bar{o}\bar{o}$ bzw. $\bar{o}\bar{e}$ (zu dieser Variante vgl. Kettunen a. a. O. 64 f.) in folgenden Fällen: Estn. *mõök* gen. *mõõga* (= fi. *miekka*) Degen,

*) Über die phonetische Natur des in der estn. Schriftsprache mit \bar{o} bezeichneten Vokals s. unten.

Schwert = got. *mēkeis*; estn. *nõõl* gen. *nõõla* (= fi. *niekla*)
 Nadel = got. *nēthla*; estn. *sõõl* gen. *sõõla* (= fi. *siekla*) Sieb =
 ugerm. **scūla* an. *sald*; estn. *mõõt* gen. *mõõdu* Mass = ugerm.
 **mēta* an. *mát*; estn. *lõõts* gen. *lõõtsa* (= fi. *lietse*) Blasen, Blase-
 balg = ugerm. **blēstraz* an. *blástr*; estn. *wõõras* (= fi. *vieras*)
 fremd *) = ugerm. **wēraz* ahd. *wār*.

Dem gegenüber erscheint, wenn ich von dem doch recht zweifelhaften estn. *reht* gen. *rehi* (= fi. *riehtilä*) Rost, Brat-rost = *ugerm. *brēāila* absehe, germ. *ē* nur in einem einzigen Wort als *ē*: estn. *leeb*, *leewi* (= fi. *lievä*) gelinde, mild = urnord. **hlēwiaz*, an. *hlær*; dazu noch estn. *leewima*, *leewuma* gelinder, ruhiger werden, still, zahm werden. Dieses Wort etwa aus dem Gotischen herzuleiten, wo wir ja zweifelsohne geschlossenes *ē* haben, wäre zu gewagt. Das Wort ist nur dialektisch, von Wiedemann aus Pernau und der Wiek belegt. Den zu erwartenden Laut finden wir dagegen in *lõõw* gen. *lõõwi* Abschauerung, offener Schuppen zwischen zwei Gebäuden, *lõõwi alune* Raum unter dem Dachvorsprung vor Krügen, *lõõwikene* Hüttchen, Vorhaus (daneben auch *lõõw*, *lõõwikene* Hütte, Baracke), das gewiss mit der germán. Sippe zusammenhängen muss; freilich ist die Bedeutung ‚geschützter Ort‘ im Germanischen nur für den ablautenden Stamml. *hlewjā-*, *hlewa-* bezeugt: mhd. *lie*, *lieve* f. Laube; schwed. *lyā* Höhle wilder Tiere**) — anord. *hlé* Schutz, Leeseite; ags. *hléo*, *hléow* Schutz, Schirm; afries. *hli*, as. *hleō*, mnd. *lē*, schweiz. *lē* n. geschützte Lage, Sonnenseite (s. Falk-Torp, Norw.-dän. et. Wb. unter *ly* und *læ*). Wie man zu ugerm. **hlēwiaz* (= aisl. *hlýr* warm, mild) ein substantiviertes Neutrum **hlēwiam* (= aisl. *hlýj* Wärme, dä. *ly* geschützter Ort, Schutz) bildete, so konnte auch zu dem gleichbedeutenden ablautenden ugerm. **hlēwiaz* (= aisl. *hlær*) ein neutrales Substantiv **hlēwiam* ‚geschützter Ort‘ gebildet werden, das dem estn. *lõõw* zu Grunde liegen dürfte und aus dem auch kirchenslav. *chlěvъ* Stall, *chlěvina* οἶκημα, πτόσμα, καταγόγιον ent-

*) Von Setälä, Bibliogr. Verzeichnis der in der Lit. behandelten älteren german. Bestandteile in den ostseefinn. Sprachen 129 als germanisches Lehnwort abgelehnt. Seine Zusammenstellung mit fi. *vierä* Seite ist aber entschieden falsch, da fi. *vierä* = estn. *weer* mit ‚vorderem *ē*‘ anzusetzen ist, also nicht mit *wõõras* in Verbindung gebracht werden kann.

**) Zur selben Sippe gehört übrigens auch schweiz. *lūwen* ‚ruhen‘ = anord. *hlýja* ‚wärmen, schützen, schirmen‘, das Schweiz. Idiotikon III 1545 fälschlich zu anord. *lyja* ‚zerstossen‘ gestellt wird.

lehnt sein mögen, die von Meringer IF. XVI 117 und Bernecker im etym. Wb. auf got. *hlaiw* Grab zurückgeführt werden (vgl. aber dazu PBB. XXX 291).

Die Beispiele zeigen, dass germ. \bar{e} nicht mit estn. \bar{e} widergegeben wird, also kein geschlossener Laut gewesen sein kann. Wenn ihm Wiklund geschlossenen Charakter beilegt, so war für ihn wohl die Tatsache bestimmend, dass germ. \bar{e} nicht durch fi. \bar{a} vertreten wird. Urfinnisch \bar{a} ist aber gewiss wie noch seine heutigen Vertreter im Finnischen und Estnischen (z. B. fi. *pääskynen* estn. *pääsukene* Schwalbe) ein überoffenes e gewesen. Das Resultat von Wiklunds Untersuchung braucht also nur dahin abgeändert zu werden, dass vorurnord. bzw. urgerm. \bar{e} zwar kein geschlossener, aber auch kein überoffener Laut war, wie dies der Übergang zu nord. westgerm. \bar{a} nahe legen könnte und was vielleicht einige Germanisten in der heute dafür häufig angewendeten Bezeichnung \bar{a} zum Ausdruck bringen wollen.

Dass es sich um keinen überoffenen Laut gehandelt haben kann, beweist die analoge Vertretung von kurzem germ. \bar{e} , dem niemand überoffene Qualität geben wird, durch estn. \bar{o} . An kurzen e -Lauten besass das Urfinnische ebenfalls ein vorderes e (= fi. estn. e), ein hinteres e (= fi. e estn. \bar{o}) und ein überoffenes \bar{a} (= fi. estn. \bar{a}). Von den bei Setälä, Bibliogr. Verzeichnis angeführten ältesten Lehnwörtern im Finnischen zeigen die estnischen Entsprechungen \bar{o} : estn. *hõlp* gen. *hõlbu* Bequemlichkeit, Erleichterung, Leichtigkeit, ruhiger Zustand = anord. *hjalp*, ahd. *helfa*, *hilfa*; estn. *mõdu* Met = anord. *mjøðr*; estn. *põld* gen. *põliu* Feld, Acker = ahd. *fēld*; estn. *rõngas* gen. *rõnga* Ring = an. *hringr*; estn. *tõrw* gen. *tõrwa* Teer = an. *tjara*; estn. *wõrd* gen. *wõrra* Wert = an. *verðr*. Als unsicher bezeichnet Setälä estn. *hõlm* gen. *hõlma* Zipfel, Mantille = ahd. *hēlm*; estn. *mõrd* gen. *mõrra*, *mõrre* Fischreuse, Fischkorb = an. *mærrh*; estn. *põrgama* auskehren, ausfegen = an. *bjarga*; estn. *wõsa* Schössling, Spross, Sprössling = ags. *wise* ‚growth, plant‘.

Jüngere Lehnwörter zeigen durchaus e : estn. *kellu* Kelle; estn. *kelm* Schelm; estn. *lett* gen. *leti* Verkaufstisch = baltisch-deutsch *lette* f. < mnd. *līt*, *let* n. Deckel, Fensterladen, Laden einer Bude, der als Verkaufstisch dient; estn. *kelk*, *kelgu* Handschlitten = schwed. *kälke* id., um nur einige anzuführen.

Die Vertretung durch e beginnt schon verhältnismässig früh, wie aus estn. *tela* ‚Rollholz, Walze‘ = anord. *thel* ‚Grund im Zeug‘

und estn. *kell* gen. *kella*, ‚Glocke, Klingel‘ = anord. *skella* hervor- geht, das, wie die Endung beweist, später entlehnt sein muss als fi. *kello* id. (< ugerm. **skellōn*).

Also auch ugerm. *ě* ist kein geschlossenes *e* und kein über- offenes *ā* gewesen. Das moderne estn. *õ* beschreibt Kettunen, Lautgesch. Untersuchung ü. d. Kodaf. Dial. 15 als mediodorsalen Vokal: der mittlere Teil des Zungenrückens „hebt sich gegen den mittleren oder hinteren harten Gaumen (medio-, postpalatal), indem die Vorderzunge etwas zurückgezogen in dem unteren Munde liegt. Die Artikulationsstufe, der Abstand der Zunge vom Gaumen ist, insofern die Beobachtungen richtig sind, merk- bar grösser als die des *e*, und der Laut scheint also sowohl in der vertikalen als in der horizontalen Linie näher dem *o* als dem *e* zu fallen“ *). Derselbe Laut kommt auch noch im Livischen und Wotischen vor. Für den urfinnischen Prototyp dieses Lautes nimmt Kettunen (Darstellung 11) an, dass er zwar nicht genau an der Stelle des estn. *õ* artikuliert worden, aber immerhin ein ‚mit- telhoher ungerundeter Mediodorsalvokal‘ gewesen sei, der, wie er mir mündlich mitteilt, so verschieden von dem nhd. offenen *e*-Laut gewesen wäre, dass dieser im Estnischen gewiss nicht mit diesem hinteren *e* hätte wiedergegeben werden können. Er ist denn auch geneigt, die verschiedene Substitution der älteren

*) Die Beschreibung würde ziemlich genau auch auf das schwed. und norw. *u* in *huvud*, *hund* usw. passen; ihre Verschiedenheit unter sich und von dem estn. *õ* dürfte in der verschieden starken Hebung der Zunge zu suchen sein. Einen ähnlichen Laut muss das Anord. in seinem *o* besessen haben, wie das seine Herkunft und die spätere Entwicklung zu aisl. *ō* (*au* vor *ng*, *nk*); schwed. > *ö* vor *r*, *l*, *n*, > *u* vor *gg* und > *o* in den übrigen Stellungen; dän. vor *r*, *l* > *ø*, sonst zu *o*; norweg. meist > *o* wahrscheinlich macht (s. Noreen, Gesch. d. nord. Sprachen 112, 129; Torp-Falk, Dansk norskens Lydhistorie 109 ff.; Kock, Svensk Ljudhistoria I 409 ff.). Unter Annahme eines solchen Lautes, für den eine feste orthogr. Bezeichnung fehlte, würde es sich auch zwanglos erklären, dass z. B. die gotländ. Stadga für S. Karinsgille 1413 neben einander schreibt *ööl*, *ool* und *öel* (Pipping, Gotl. studier 90). Schwed. *huvud*, *hugga* usw. haben den altnord. Laut vielleicht bis zum heutigen Tage bewahrt, und es hat hier nicht, wie allgemein auf Grund der Orthographie angenommen wird, ein Übergang *o* > *u* stattgefunden. Ein offener *o*-Laut, wie Noreen annimmt (Aisl. Gr. 31), kann *o* nicht gewesen sein, da dann nach allen Analogien, die wir kennen, eine parallele Entwicklung mit dem gewöhnlichen anord. *o* zu erwarten wäre. Wäre der Laut ein *a* mit Lippenrundung gewesen, wie Heusler annimmt (Aisl. Eb. 13), so hätte er wie die übrigen gerundeten Vokale kein *v* vor sich geduldet.

germ. *e* durch \bar{o} , der jüngeren durch *e* dahin zu interpretieren, dass das germ. *e* ursprünglich ein hinterer Laut gewesen sei, der sich erst später zu einem prädorsalen *e* entwickelt habe.

Dass das lange \bar{e} als Vorstufe des nord. wgerm. \bar{a} einmal ein solches Stadium durchlaufen hat, wäre, so merkwürdig es für den Germanisten klingt, gewiss nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Über die Wandlungen des kurzen *e*-Lautes aber sind wir allzugenügend unterrichtet, als dass sie eine solche Annahme zuließen. Seine Vertretung in den einzelnen germ. Dialekten als offenes oder geschlossenes *e* oder als *i* weisen bestimmt darauf hin, dass es sich hier immer nur um einen prädorsalen Laut gehandelt haben kann. Da nun nach den obigen Darlegungen ein geschlossenes oder überoffenes *e* ausgeschlossen ist, muss dieses *e* offen gewesen sein, und dieselbe Qualität werden wir auch dem langen germ. \bar{e}^1 zuweisen dürfen. Die verschiedene Widergabe des kurzen *e* im Estnischen spricht dann für einen Wandel des urfinnischen *e* $>$ \bar{o} , für dessen Chronologie Wörter wie *kell*, *tela* Anhaltspunkte bieten.

Mit dieser Lautansetzung ist auch gesagt, dass sowohl die Vertretung von \bar{e} wie von \bar{e} beweisen, dass die germ. Sprache, aus der das Finnische diese Wörter bezogen hat, nicht das (wulfilanische) Gotische gewesen sein kann, dessen \bar{e} als geschlossenes \bar{e} leidlich sicher ist; und das kurze *e* erscheint ja im Gotischen als *i*, und zwar, wenn die S. 27 Anm. gemachte Annahme richtig sein sollte, schon im 2. Jahrhundert. Dass auch andere Gründe gegen das Gotische sprechen, hat Wiklund a. a. O. gezeigt.

3. Gotisch *ddj*.

Braune hat PBB. IX 545 ff. mit Recht alle lautlichen Übereinstimmungen zwischen dem Gotischen und Nordischen ausser der parallelen Entwicklung von urgerm. *jj* und *ww* als unabweisend für die Annahme einer gemeinsamen gotisch-nordischen Sprachperiode erklärt. Die Entwicklung von urgerm. *jj* $>$ got. *ddj* lässt er über eine Zwischenstufe *ggj* gehen, wie sie im Anord. vorliegt und wie sie schon die den beiden Sprachgruppen gemeinsame Periode besessen habe. „Wird vor *j* ein Verschlusslaut entwickelt, so ist es das natürlichste, dass er an der Artikulationsstelle des *j* entstehe, also ein weit nach vorn liegendes palatales *g* (g^1) sei Im Gotischen ist nach einer fast in

allen Sprachen zu beobachtenden Lautneigung in der Gruppe g^1j der Verschlusslaut weiter nach vorn gerückt“, wobei Braune besonders an fries. $k^1(kj) : ts$ (*kirke* zu *tsirke*) und das ungar. *gy* erinnert, welches dj (mit dorsalem d) ausgesprochen wird. In einer Anmerkung spricht er sich über die Quantität des got. und nord. *dd* bzw. *gg* aus: „Dass die an. *gg*, got. *gg* und *dd* lange (geminierte) Verschlusslaute bezeichnen, halte ich nicht für sicher; es könnten diese Doppelzeichen auch nur den Zweck haben die Qualität als Verschlusslaut auszudrücken, da inlautend nach Vokalen im an. g , im got. g und d spirantische Geltung hatten“.

Diese ganze Erklärung beruht auf irrigen oder ungenauen phonetischen Voraussetzungen. An der Länge der *ddj* bzw. *ggj*, *ggv* hätte Braune nicht zweifeln sollen. Wenigstens für das Nordische führt die Annahme der Kürze zu bedenklichen Konsequenzen. Ausser dem aus *jj* entstandenen *ggj* haben wir im Nördischen bekanntlich auch ein aus *gj* entwickeltes *ggj* (*leggja* legen). Die Entwicklung von *gj* > *ggj* geht aber parallel mit der Entwicklung von *kj* > *kkj* (*lykkja* Schlinge). Dieses *kkj* muss lang gewesen sein; denn hier kann die Doppelschreibung gewiss nichts anderes als die Länge bedeutet haben*). Folglich ist auch das aus *gj* entwickelte *ggj* lang gewesen. Die spätere Entwicklung des anord. *ggj* ist nun durchaus einheitlich, gleichgültig, ob dieses *ggj* aus *jj* oder aus *gj* entstanden ist, aber verschieden von derjenigen des *gj* (anord. *beggja* mit $ggj < jj$ = schwed. *bägge* dän. *begge*; anord. *leggja* mit $ggj < gj$ = schwed. *lägga* dän. *legge*; aber anord. *thegja* [mit kurzem g analog. nach dem Präs. *theger*] = schwed. *tiga* dän. *tie*). Die Skalden vor dem 11. Jahrhundert reimen ausserordentlich häufig *ggj* (< *jj*) und *ggv* so-

*) Aus dem Umstand, dass im Aisl. häufiger *kj* als *kkj* geschrieben wird, darf kein Kapital für die Kürze geschlagen werden; denn teilweise beruht die Kürze auf Ausgleichung; s. Noreen, Aisl. Gr. 177. Teilweise handelt es sich allerdings um blosser orthogr. Varianten, wobei aber die Schreibung *kj* im Unrecht ist (durch die Zuhilfenahme von orthogr. Varianten erklärt es sich, warum häufiger *kj*, aber nur selten *gj* vorkommt: Verwechslungen zwischen *gg* (= langem Verschlusslaut) und *g* (= kurzer Spirans) können kaum vorgekommen sein, wohl aber zwischen *k* und *kk*). Entscheidend für die Länge ist hier u. a., dass die Dehnung von g und k vor j wie die in der jüngeren Entwicklung der nordischen Sprachen eingetretene Dehnung anderer Konsonanten vor j genau ebenso zu erklären ist wie die westgermanische Konsonantendehnung vor j .

wohl unter sich und miteinander als auch mit *ggj* (< *gj*). (Reime von spirantischem *g* auf *gg* kennt Kahle, Die Sprache der Skalden 18 für diese Periode nur 4; sie sind sicher als ungenaue Reime zu bewerten.)

Die lautliche Entwicklung von *jj* > got. *ddj*, anord *ggj*, die ich hier näher begründen werde, muss folgenden Verlauf genommen haben: *jj* wird zunächst zu langem spirantischem *jj* und dieses zu langem palatalisiertem Verschlusslaut.

Braune hat mit Recht zur Erklärung des Lautwandels auf verwandte Erscheinungen in anderen Sprachen hingewiesen. Nur handelt es sich um Fälle, deren Verwandtschaft mit der in Rede stehenden Erscheinung sehr zweifelhaft ist. Ich möchte hier auf einen Lautwandel aus einer freilich etwas entlegeneren Sprache aufmerksam machen, der sich nicht nur vollständig mit unserem Lautwandel deckt, sondern sich auch deswegen sehr gut eignet, weil erschöpfende phonetische Beobachtungen von verschiedenen Seiten vorliegen: Das Urlappische hat ein *jj* besessen, das im Russisch-lappischen auf der Halbinsel Kola als solches erhalten ist, im Schwed.-lapp. aber zu *d'd'*, im Norw.-lapp. zu *D'D'* (d. h. zu langer palatalisierter stimmhafter bzw. stimmloser Lenis) übergegangen ist: lapp. Russ. *vujj* ‚Fett‘, *ejj*, *ijj* ‚Nacht‘, *pajj* ‚oben‘ = lapp. Schwed. *vuöd'd'a*, *id'd'a*, *pad'd'e*, lapp. Norw. *vuōD'D'a*, *iD'D'a*, *baD'D'e* (s. J. Szinyei, Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft 40 und die Übersichtstabelle bei K. B. Wiklund, Entwurf einer urlappischen Lautlehre 76 f.).

Diese lappische Parallelentwicklung bestätigt unsere Annahme durchaus, dass wir es im Got. und Nord. mit langem *d* bzw. *g* zu tun haben. Got. *ddj* dürfte lautlich ohne weiteres als *d'd'*, nordisch *ggj* als *ǰǰ* interpretiert werden. Man denke z. B. an die ahd. Schreibung *i*, *e* nach langen Konsonanten, von der Braune, Ahd. Gr. 98 gewiss mit Recht urteilt, dass das *j* „zuletzt wohl nur noch als Mouillierung des vorhergehenden Konsonanten existierte“; ja der *j*-Schwund im Ahd. und andern Sprachen kann phonetisch gar nicht anders aufgefasst werden, als in der Weise, dass die *j*-Artikulation zunächst mit der vorhergehenden Konsonanten-Artikulation kombiniert wurde und dass dieser mouillierte Konsonant dann seine Palatalisierung allmählich aufgab. Solche palatalisierte Konsonantstufen (< Kons. + *j* oder *i*) können wir ja noch in sehr vielen modernen Sprachen beobachten. An eine einfache Synkope des *j* ist nicht zu denken.

So setzt denn auch das kringot. *ada* Ei (= got. **addi* < **ajja*) eine Stufe *ad'd'*-, das schwed. *bägge* dän. *begge* (= anord. *beggja*) ein *bägge* voraus. (Noch viel hübscher liesse sich an den modernen nordischen Dialekten zeigen, wie alle Entwicklungsformen von *ggj* auf ein *gg'* zurückweisen; doch fehlt mir hierzu die nötige Literatur. Ich mache nur aufmerksam auf schwed. Uppl. und Norrl. *väddjinn*, *väjinn* = anord. *veggrinn* oder färöisch *dž* aus anord. *ggj*). Und wie hätten denn auch die Schreiber ein *d'd'*, *gg'* anders widergeben sollen als mit *ddj*, *ggj*, wenn ihnen der Unterschied dieser Laute gegenüber nicht-palatalisierten *dd*, *gg* zum Bewusstsein kam? Schreiben doch auch die Lappologen das lapp. *d'd'* in Texten mit nicht-phonetischer Transkription als *dj*; s. z. B. K. B. Wiklund in seinem *Lärobok i lapska språket* (*vuödjä*, *idjä* usw.). Freilich kann sich aus einem *d'd'*, *gg'* leicht ein *d'd'j*, *gg'j* entwickeln, indem die im palatalisierten Konsonanten enthaltene *j*-Artikulation noch nach der Lösung des Verschlusses einen Augenblick beibehalten werden kann. Man wird die betreffenden gotischen und nordischen Laute daher am vorsichtigsten definieren können als lange palatalisierte Konsonanten mit palatalem Absatz, eine Definition die z. B. für das norw. dial. *beggje* (= anord. *beggja*) vollkommen passen dürfte.

Von diesem *d'd'* oder *gg'* aus wird man nun auch den Ansatz einer Zwischenstufe 'langes spirantisches *jj'*' als gegeben anerkennen. So hat sich offenbar auch Wiklund die Entwicklung des lapp. *jj* > *d'd'* gedacht, wenn er sagt, „dass langes *j* in den meisten Dialekten so zu sagen hyperspirantisch wird und zu mouilliertem *d* (*d'*) oder zu einem Zwischenlaut zwischen *d'* und *g'* (meist *gj* bezeichnet) übergeht.“ (Entwurf usw. 101 f.).

Wir kommen nun zu der wichtigsten Frage: Setzt das got. *ddj* in seiner Entwicklung vom spirantischen *jj* > *d'd'* eine Zwischenstufe *gg'* voraus? Angeregt durch das ungar. *gy*, „welches *dj* (mit dorsalem *d*) ausgesprochen wird,“ sagt Braune: „Man braucht nicht einmal anzunehmen, dass das got. *dd* einen rein dentalen Verschlusslaut bedeute, sondern es kann noch jenen Gaumenverschlusslaut bezeichnen, welcher auf der Grenze zwischen *g*^l und dorsalem *d* gelegen seinem Lauteffekt nach sowohl für *d* als auch für *g* gehalten werden kann“. Diese Ansicht mag in der phonetischen Natur des lapp. *d'd'* (< *jj*) eine Stütze finden; denn auch dieses *d'd'* ist ein dorsaler Laut (in Jespersens Bezeichnung γO^h), der heute in der norw.-

lapp. Schriftsprache mit *gj*, in der schwed.-lapp. mit *dj* bezeichnet wird (vgl. die oben angeführte Stelle bei Wiklund, Entwurf, ferner Schreibungen wie *igja* bei Wiklund, kleine lappische Chrestomatie, die Texte in der norw.-lapp. Schriftsprache gibt und K. Nilsen, zur Aussprache des Norwegisch-lappischen in JSFO. XX 1, 57: „Endlich muss die Aussprache der durch *gj* (resp. *dj*) bezeichneten mouillierten Medien besonders beachtet werden. In Palmok entspricht dem *gj* das stimmlose oder vielleicht halbstimmhafte *D'* (Mittellaut zwischen *D'* und *G'*)“). Dass freilich dem lappischen dorsalen *d'd'* eine Stufe *g'g'* vorausgegangen sei, halte ich für ganz unwahrscheinlich; denn einen auß einfachem *j* entwickelten dorsalen Laut kennen wir ausser im Lapp. und Ungar. noch in mehreren anderen fi.-ugr. Dialekten, und es ist wenig glaubhaft, dass in all diesen sicher einzelsprachlichen Entwicklungen die Verschlussbildung an einer anderen Stelle erfolgt ist, um dann weiter nach vorn zu schreiten und überall gerade in dieser neutralen Zone zwischen *g* und *d* halt zu machen. Es hat aber etwas bestechendes gerade dieses dorsale *d'd'* als das ursprüngliche anzusehen, von dem aus dann im Nordischen eine Verschiebung nach hinten, im Gotischen eventuell nach vorn eingetreten wäre, eine Verschiebung, wie sie gleichsam die lapp. Schriftsprachen in dem lapp.-norw. *gj* und dem lapp.-schwed. *dj* einer künftigen Entwicklung antizipiert haben.

Fragen wir einmal rein theoretisch, wo wir denn eine solche Verschlussbildung zu erwarten hätten, so können wir mit Sicherheit antworten: an derselben Stelle, an der das spirantische *j* artikuliert wurde, das wir als Vorstufe der Verschlussbildung postuliert haben. Das spirantische *j* wird zwischen Zungenrücken und hartem Gaumen gebildet, aber genau lokalisiert am Palatum ist, wie wir aus künstlichen Gaumenbildern zur Genüge wissen und wie man sich durch Experimentieren auch leicht überzeugen kann, die Artikulationsstelle nicht; siehe auch Sievers, Phonetik⁵ 133. Sie kann an der Mittellinie zwischen der *d*- und *g*-Artikulation liegen. Beim Übergang zum Verschlusslaut muss dann der aus den lappischen Dialekten bekannte Mittellaut zwischen *d'* und *g'* entstehen. Ein paar mm weiter vorn oder weiter hinten, und wir erhalten als Resultat der Verschlussbildung *d'* oder *g'*. Man braucht also für das got. *ddj* durchaus keine Vorstufe *g'g'* anzunehmen. Eine solche ist zwar mög-

lich; aber denkbar ist auch, dass die nordische und gotische Entwicklung unabhängig voneinander erfolgt ist und dass die Verschiedenheit in ihrem Resultat schon auf eine Verschiedenheit in der Artikulationsstellung des ursprünglichen *jj* zurückgeht: im Gotischen hätten wir ein weiter vorn, im Nordischen ein weiter hinten am Palatum gebildetes *j* vorauszusetzen.

Der eben beschriebene Lautwandel ist auch nicht so aussergewöhnlich oder unverständlich, dass die Annahme einer zweimaligen ähnlichen Entwicklung nicht gestattet sein dürfte. Wenn ich ausser der lappischen Parallele nur noch eine weitere beibringen kann, so beruht das lediglich auf dem Umstande, dass ein *jj* überhaupt sehr selten vorkommen dürfte. Eine hübsche Analogie hat R. C. Boer, Oergermaansch Handboek 165 aus dem Färöischen herangezogen. Er meint allerdings „de omstandigheden zijn niet geheel dezelfde als in de oude taal“. Meiner Meinung nach decken sie sich vollständig; die Entwicklung von anord. *sjá* > fär. *siggja* (gesprochen *sidža*) und anord. *frú* > fär. *frúgv* fasse ich folgendermassen auf: *sjá* > *sía* > *sijja**) > *siǰǰa* > *sidža*; *frúe****) > *frūwe* > *frúggve* > *frúgv*. Die Entwicklung von einfachem *j* > *ǰ* > *g* ist uns ja aus der deutschen Sprachgeschichte ganz geläufig (d. *gähren* neben ahd. *jēsan*; schweiz. *tüeg* u. ä. < mhd. *tüeje*).

Die Entwicklung von ug. *uu* > got. anord. *ggv* geht der Entwicklung von *jj* ganz parallel: *ggv* ist langes labiovelares *g*, eventuell mit einem labialen Absatz. Die physiologischen Voraussetzungen beider Lautentwicklungen sind dieselben; sie werden also auch aller Wahrscheinlichkeit nach gleichzeitig stattgefunden haben; vgl. dazu oben die parallele Entwicklung beider Laute im Färöischen. Für denjenigen, der den Übergang von *jj* zum Verschlusslaut einzelsprachlich auffasst, muss auch die Entwicklung *uu* > *ggv* im Gotischen und Nordischen unabhängig voneinander vor sich gegangen sein.

*) Zur Entwicklung eines langen spirant. Gleitlautes vgl. etwa schweiz. *šnijje*, *šnejje* schneien (< *snien*); *buurwe*, *bouurwe* bauen (< *buen*) (s. z. B. Vetsch, Die Laute der Appenzeller Mundart 21).

**) Wir dürfen wohl nicht direkt von anord. *frú* ausgehen, sondern von einer zweisilbigen Form *frúe* (das Wort ist ja entlehnt aus mnd. *vruwe*). Bei Annahme einer einsilbigen Form könnte die Verschlussbildung nur im Hiatus, vor vokalischem anlautenden Wörtern erfolgt sein.

Mit dieser Ausführung will ich die Möglichkeit einer Entstehung von got. *đđj ggw* und nord. *ggj ggw* aus einer gemeinsamen Wurzel *ǵǵ ggw* nicht rundweg bestreiten. Ich wollte nur nachdrücklich betonen, dass auch eine einzelsprachliche Entwicklung sehr wohl denkbar ist, dass also auf jeden Fall dieser Lautwandel für die Ansetzung einer gemeinsamen got.-nord. Periode nicht diejenige Bedeutung beanspruchen kann, die man ihm noch heute allgemein beimisst.

4. Ahd. *ei* und *ou*.

Für die Beurteilung der Monophthongierungen ist die sprachgeographische Tatsache wichtig, dass wir sehr häufig neben Gebieten mit Diphthong Gebiete mit solchen Monophthongen treffen, die ihrer Qualität nach mit dem ersten Konsonanten des Diphthongs übereinstimmen z. B. in folgenden Vertretungen von ahd. *ei*:

ä/äi Schweiz Toggenburg

ē/ei Schweiz Kt. Bern

ā/ai (öfter auf bair. und schwäb. Gebiet)

ō/oa (Schweiz. Rheintal; Schwaben).

Auf einem grösseren Gebiet kann man dies verfolgen auf Karte 15 von H. Fischers Atlas zur Geogr. der schwäb. Mundarten mit Text S. 44 ff.

Diese Tatsache beweist, dass als Vorstufe der Monophthonge *ä*, *ē*, *ā*, *ō* zu gelten haben *äi* bzw. *ai*, *ei*, *oi*, oder m. a. W. die Monophthongierung besteht darin, dass der erste Komponent des Diphthongs sein Gebiet auf Kosten des zweiten ausdehnt und diesen allmählich ganz verdrängt. Gegen diese Auffassung spricht natürlich nicht, dass wir gelegentlich z. B. neben einem *ä* ein *ai* finden; das *ä* ist dann eben zu einer Zeit entstanden, als das *ai* noch auf der Stufe *äi* stand, oder es hat sich später aus irgendeinem Grunde aus *ä* entwickelt.

Für die aus urgerm. *ai* entstandenen Monophthonge in den altgerm. Sprachen ergibt sich demnach, dass a. s. fries. *a* zunächst $< ai$; as., ostnord. *ē* $< ei$ entstanden ist. Der Wandel von urnord. *ai* $> äi$ $> ei$ lässt sich sehr hübsch verfolgen an den aus verschiedenen Zeiten stammenden Monophthongierungen in aisl. *sár* Wunde ($< *sair$), *hré* Leiche ($< *hræiw$ $< *hraiw$), *hné* neigte sich ($< *hneih$ $< *hnäig$ $< *hnaig$).

So ist dieser Lautwandel wohl auch in der Regel aufgefasst worden. Speziell im Ahd. aber hat die Orthographie oft irre geleitet. Wilmanns Gr. I² 241 nimmt für das aus *ei* entstandene \bar{e} vor *r, w, h* eine Vorstufe *ae* an. Das ahd. *ae* bezeichnet aber gewiss keinen Diphthong, sondern eben schon \bar{e} . Für ahd. \bar{e} hat Pa. 78 *ae, 10 e*; R. 5 *ae, 3 æ, 3 ǽ, 2 e, 3 ee, 28 e, 3 é* (Schatz, Abair. Gr. 22); Is. hat ebenfalls nebeneinander *ae, æ, e* und *e*. Das dürfte zur Genüge zeigen, dass es sich bei diesen verschiedenen Zeichen nur um orthographische Varianten für einen *e*-Laut handelt; sie sind alle der lateinischen Orthographie entlehnt, wo sie damals promiscue zur Bezeichnung von *e*-Lauten dienten.

Aus der Qualität des aus *ei* entstandenen \bar{e} vor *r, w, h* kann nach dem gesagten auch die Qualität der ersten Komponente im Diphthong bestimmt werden. In den heutigen Dialekten haben wir geschlossenes \bar{e} auf dem fränk. Gebiet, ferner im Niederalem., in der Schweiz und in dem südl. der Donau gelegenen Teil des Schwäb., offenes \bar{e} im Bairischen und dem grössten Teil des Schwäbischen. Für das Mhd. haben wir, wie die Reime beweisen, dieselben Qualitäten für die langen *e*-Laute vorzusetzen (s. die bei Braune, Ahd. Gr. 33 angegebene Lit.). Es liegt daher nahe dieselbe Verteilung von \bar{e} und \bar{e} schon für das Ahd. anzunehmen. Damit hätten wir für das ahd. *ei* zur Zeit der Monophthongierung im Bair. und im Hauptgebiet des Schwäb. den Lautwert $\bar{e}i$, für das übrige Gebiet $\bar{e}i$ anzusetzen. Damit lässt sich auch sehr gut die Tatsache in Einklang bringen, dass auf dem ursprünglichen \bar{e} -, $\bar{e}i$ -Gebiet die Entwicklung des *i*-Diphthongs bis zu *oi, oa, oo* gegangen ist, während er auf dem alten \bar{e} -, $\bar{e}i$ -Gebiet höchstens die Stufe *ai* erreicht hat. Die schwäb. Grenze des Diphthongs *oi* gegen *ai, ei* deckt sich im Westen und Norden fast ganz genau mit der Grenze \bar{e} \bar{e} . Nur südlich der Donau reicht das *oi*-Gebiet bis zum Bodensee in das \bar{e} -Gebiet hinein.

Mit dieser Betrachtungsweise befinden wir uns aber vollständig im Widerspruch mit der herrschenden Anschauung. Das *ae* < *ei* vor *r, w, h* wird zwar heute von den meisten Forschern als Monophthong aufgefasst. Es wird ihm aber allgemein der Lautwert eines offenen \bar{e} zuerkannt. Die Qualität des Lautes soll sich dann etwa im 8./9. Jht. zum geschlossenen \bar{e} erhöht haben (Braune, Ahd. Gr. 33). Aber das lat. *ae* des 7. Jhts., das doch das Vorbild für das deutsche gewesen ist, kann jede

Art von *e*-Laut bezeichnen. Für den Ansatz der offenen Qualität für \bar{e} war natürlich auch das Verhältnis zu germ. e^2 massgebend gewesen, wofür ich auf den folgenden Abschnitt verweise.

Die Monophthongierung von *ei* hat im 7. Jht. stattgefunden, zu einer Zeit als der *i*-Diphthong noch als *ai* angesetzt wird. Hätte er wirklich den Lautwert $a+i$ gehabt, so müssten wir als Monophthongierungsprodukt gewiss \bar{a} und nicht \bar{e} bzw. \bar{e} erhalten. Die Schreibung *ai* besagt gar nichts für die Qualität des Diphthongs: *ai* war eben der einzige *i*-Diphthong des Vulgärlateins und wurde daher auch zur Bezeichnung des ahd. \bar{i} -Diphthongs benutzt, mit dem er sich im Einzelnen durchaus nicht zu decken brauchte. Beachtung verdient übrigens auch, dass rom. *a* am Ende des 7. Jhts. schon \bar{a} war (Meyer-Lübke, Gr. d. rom. Spr. I 536), also roman. *ai* wohl $\bar{a}i$ ausgesprochen wurde.

Die Monophthongierung des *u*-Diphthongs muss natürlich in derselben Weise wie diejenige des *i*-Diphthongs aufgefasst werden als eine Verdrängung der zweiten Diphthongkomponente durch die erste. Daraus ergibt sich, dass die allgemein angenommene Entwicklung ahd. $au > ao > \bar{o}$, die von den orthographischen Verhältnissen ausgeht, nicht richtig sein kann: $au > ao$ hätte zu \bar{a} , aber nicht zu \bar{o} geführt. Aus der Schreibung *au* lässt sich für die nähere phonetische Umschreibung des Diphthongs nichts gewinnen. Es ist der einzige lat. *u*-Diphthong, der dem deutschen Schreiber zur Wiedergabe seines *u*-Diphthongs zur Verfügung stand; *ao* ist meiner Ansicht nach bereits Bezeichnung für den Monophthong; die nähere Begründung s. Seite 26 f. Die modernen Mundarten zeigen \bar{o} und \bar{e} (oder daraus entstandene Diphthonge $\bar{o}\bar{e}$, $\bar{e}\bar{o}$) auf alemannischem Gebiet genau in derselben geographischen Verteilung wie \bar{e} und \bar{e} (für die übrigen Dialekte fehlen mir genaue Angaben). Wenn man dieselben Verhältnisse bereits für das Ahd. voraussetzen darf, so hätten wir also zur Zeit der Monophthongierung in den einen Mundarten \bar{o} , $\bar{o}u$, in den andern \bar{e} , $\bar{e}u$ anzusetzen.

5. Ahd. \bar{o} , $\bar{e} > uo, ie$.

Bei der Rolle, die die lat. Lehnwörter für die Erkenntnis des ahd. Lautwandels \bar{o} , $\bar{e} > uo, ie$ spielen, interessiert uns hier zunächst der vulgärlat. Überang von \bar{o} , \bar{e} in sog. offener Silbe $> uo, ie$. Die Romanisten neigen heute wohl in der Mehrzahl

der Ansicht zu, dass diese *uo*, *ie* ursprünglich auf der ersten Komponente betont waren: *úo*, *íe* und später einen Akzentwechsel durchgemacht haben, wie ihn auch aisl. *bjóða*, *bjúga* gegenüber got. *biudan*, *biugan* zeigen. Die Zeit des Lautwandels wird verschieden angegeben. Ziemlich einig ist man sich aber wohl auch darüber, dass dieser Lautwandel im Zusammenhang steht mit der Längung der ursprünglich kurzen *ö*, *ě* in offener Silbe. Als Parallelvorgang hat man auf die mnd. Zerdehnung hingewiesen. Infolge der mnd. Dehnung, die alle Vokale in offener Silbe betroffen hat, wurden *ě*, *ö*, *ō* > *ie*, *ua*, *üö* diphthongiert; ein kleineres Gebiet zeigt auch Diphthongierung von *ī*, *ū*, *ü*. Einen weiteren Parallellfall bietet das Lappische: „Bei der Dehnung werden von den soeben genannten Vokalen (nämlich *a*, *e*, *ä*, *o*, *o*) *e*, *ä*, *o* und *o* diphthongisiert und zwar wahrscheinlich auf solche Weise, dass der erste Komponent der neuen Diphthonge etwas geschlossener und der zweite etwas offener und zugleich etwas „unvollkommener“ als der Grundvokal wird. Das Resultat wird also etwa *ee*, *eä*, *uo*, *oa*, welche Diphthonge dann in den verschiedenen Dialekten auf allerlei Weise verändert wurden. . . Der Grund der Diphthongisierung ist wohl in „zweigipfliger“ Akzentuierung zu suchen; in den jetzigen Dialekten ist zweigipfliger expiratorischer Akzent in den jämtländischen Dialekten und im Lulelappischen beobachtet worden. . . Auch wenn *a* mit zweigipfligem Akzent ausgesprochen wurde, wurden wohl die beiden Teile desselben in bezug auf ihre Qualität etwas verschieden; die Differenz war wohl jedenfalls so klein, dass man sie nicht zu bezeichnen braucht. Es ist unbekannt, ob zwischen der Dehnung und Diphthongisierung der kurzen Vokale eine kleine Zeit verflossen ist; sehr möglich ist es jedenfalls, dass diese beiden Prozesse gleichzeitig vorgegangen sein können“ (K. B. Wiklund: Entw. einer urlapp. Lautlehre 58 f.).

Der Lautwandel in den drei Sprachgebieten war also offenbar folgender: alle von der Dehnung betroffenen Vokale (im Lapp. werden *i*, *u* nicht gedehnt; in den übrigen Gebieten nehmen alle Vokale an der Dehnung teil) werden zweigipflig akzentuiert*). Dieser zweigipflige Akzent führte zur Diphthongierung,

*) Für das Romanische vgl. noch Grandgent, An introduction to vulgar Latin 77: „It is likely that these new long vowels were pronounced in most regions with a circumflex intonation, which in the transition from Latin to the Romance languages resulted in diphthongization in a large part of the Empire“

von der aber überall *a* und auf roman. (vielleicht auch teilweise auf ndd.) Gebiet die Extremvokale nicht betroffen wurden. Die Diphthongierung fand entweder gleichzeitig mit der Dehnung statt oder war eine Folge derselben. Wie die Diphthongierung nicht alle Laute betroffen hat, so ist es auch möglich, dass sie auf einem Teil des Gebietes vollständig unterblieben ist. Im Lapp. scheint sie überall durchgeführt zu sein; denn Fälle wie *tírvs*, *vikk* in Ter gegenüber *tiervas*, *vieha* in Enare (= fi. *terve*, *väki*) sind wahrscheinlich spätere Monophthongierungen. Auf ndd. Gebiet, dessen moderne Dialekte nicht überall Diphthonge zeigen, hat man meist die heutigen Längen direkt durch Dehnung aus den alten Kürzen entstehen lassen. A. Lasch will sie PBB. XXXIX 116 ff. und Mnd. Gramm. 35 alle aus ehemaligen Diphthongen entstehen lassen. Ich wage mir darüber kein Urteil anzumassen; nur was sie für die Diphthongierung von *a* vorbringt, scheint mir ganz hinfällig zu sein: „Da das Westfälische für alle ‚tonlangen‘ Vokale sonst Diphthong zeigt, so ist zu schliessen, dass auch \bar{a} den Ansatz zur Diphthongierung mitgemacht haben muss, und dass der Monophthong eine jüngere Entwicklung ist“ (a. a. O. 127; vgl. noch PBB. XXXX 112 ff. und 304 ff.). Im Romanischen ist die Diphthongierung auf einem Teil des Gebietes unterblieben. Daraus darf man gewiss nicht schliessen, dass die Diphthongierung oder besser Zirkumflektierung erst einzelsprachlich erfolgt sei, wenigstens nicht, wenn man dieses ‚einzelsprachlich‘ chronologisch versteht. Dass die Dehnung (und Diphthongierung) von einem Zentrum ausgegangen oder überall genau zur selben Zeit stattgefunden habe, will ich gewiss nicht behaupten. Aber es ist eine zusammenhängende Erscheinung, die auch chronologisch nicht allzusehr auseinander gerissen werden darf. Man nehme zum Vergleich etwa folgendes Beispiel: Im Schweizerd. ist wie in vielen andern deutschen Dialekten *n* vor Spirans unter Dehnung des vorausgehenden Vokals geschwunden, wobei infolge der Dehnung in den einen Mundarten der Vokal diphthongierte, in den anderen nicht. Es grenzen aneinander schweiz. *tāsə* / *tausə* Tanse; *fēstər* / *feistər* Fenster; *brüst* / *broust* Brunst; *trichə* / *treichə* trinken. Wem würde es einfallen diese Erscheinungen voneinander zu trennen?

Für die Chronologie der roman. Diphthongierung gibt uns die Längung der Kürzen in offener Silbe einen Anhaltspunkt.

„Im Laufe des 4. Jahrh. etwa ist insofern eine Veränderung der alten Quantitätsverhältnisse eingetreten als die kurzen Vokale in freier Stellung unbeschadet der Qualität gedehnt wurden, also *fides* zu *fīdes*, *pede* zu *pēde* usw. Wenn noch früher Commodian schon in der 1. Hälfte des 3. Jahrh. seine Verse . . . nicht nach der Quantität baut, so liegt darin nur eine stärkere Bevorzugung des Tones, aber noch nicht der ganze Verfall der Quantität. Aber gegen Ende des 4. Jahrh. schreibt Augustin: *Afrae aures de correptione vocalium vel productione non judicant* (De Doctr. Christ. 4, 3), vom 5. an dehnen die christlichen Dichter, wie Dracontius, Sedulius, Corripus, Venantius Fortunatus, Ausonius u. a. die alten Kürzen unter dem Ictus, kürzen alte Längen in der Thesis usw.“ (Meyer-Lübke, GdrPh. I² 467); vgl. noch Grandgent, An introduction to vulgar Latin 77. Demgegenüber verlegen Pogatscher, Zur Lautlehre der griech., lat. und roman. Lehnwörter im Ae. 44 ff. und Mackel ZfrPh. XX 514 ff. die Dehnung erst ins 6. Jht. Mackel untersucht die germ. Lehnwörter im Roman. und kommt aus lautlichen Gründen zum Schlusse, dass alle für die betreffende Erscheinung in Frage kommenden Wörter schon vor dem 7. Jht. ins Romanische aufgenommen worden sein müssen. Er schliesst dann weiter: „Es ist ja nun möglich, dass ein Teil von ihnen, namentlich soweit sie gemeinromanisch sind, infolge der vielfachen Beziehungen von Germanen und Romanen schon vor der Völkerwanderung abgegeben sind. Wir müssen aber daran festhalten, dass der Hauptstrom germ. Wörter den Romanen erst während und nach der Völkerwanderung zugeflossen ist, als sich die einzelnen germ. Stämme auf fremdem Boden angesiedelt und eine neue Heimat gegründet hatten. Namentlich werden die Gallien eigentümlichen Lehnwörter und dann auch vor allem die Eigennamen von den Eroberern Galliens herkommen. Und wenn wir nun bedenken, dass Chlodwig, der Gründer des Merowingerreiches in Gallien 481—511 regierte, so erscheint uns das 6. Jahrh. als der Zeitabschnitt, in dem die romanische Vokaldehnung, auf gallischem Boden wenigstens, sich vollzog“ (a. a. O., S. 519). Bei der kategorischen Sprache, die die oben angeführten inner-sprachlichen Gründe des Vulgärlateins für das 4./5. Jht. sprechen, wird man Mackels kulturhist. Begründung des 6. Jhts. faen lassen müssen. Für Pogatscher, der die lat. Lehnwörter im Ags. untersucht, sprechen hauptsächlich die unverschobenen ahd. *pīra*,

peh und weiter ags. *munuc*, *ele*, deren Vokale noch lat. Kürzen voraussetzen, dafür, dass die Dehnung erst im 6. Jht. stattgefunden hat. Die Wörter müssen teilweise anders erklärt werden (für *pira* vgl. z. B. Hoops, Reallex. I 289; ags. *munuc* aus dem Irischen?). Auf jeden Fall ist das Material zu klein, um eine solche Hypothese zu stützen. Es sei nur noch bemerkt, dass sich Kluge, Ugerm.³ 25 gerade im Hinblick auf die Lehnwörter für den lat. Quantitätswechsel an das 3. Jht. hält (nach Baist und Grdr. d. roman. Spr. I¹ 360; doch vgl. das oben über Commodian gesagte), wobei er allerdings in seinem Etym. Wb. für die Chronologie der einzelnen Wortentlehnungen diesen Zeitpunkt nicht konsequent durchführt.

Durch die Dehnung entwickelte sich also *ě*, *ō* spätestens im 4./5. Jht. zu *ē*, *ō*. Wann dafür die Diphthonge *ie*, *uo* eingetreten sind, lässt sich nicht ermitteln. Wenn man bisher nicht schon für das Vulgärlatein *ie*, *uo* angenommen hat, so beruht das lediglich darauf, dass die Orthographie fast keine Anhaltspunkte dafür bietet. Die einzigen Belege sind inschriftlich VOBIT = obiit vom Jahr 419 (Seelmann, Ausspr. d. Latein 213) und *dieci* vom Jahr 671 (Tardif, Mon. hist. 19, 38). Aber man bedenke nur, dass auch das Mnd. seine *ie*, *uo* fast ausnahmslos mit einfachen Vokalen bezeichnet, trotzdem die mhd. und afrz. Orthographie Vorbilder für diphthongische Bezeichnung hätten bieten können. Das Latein mit seiner festen orthographischen Tradition bezeichnet die Diphthonge nie; woher hätte es auch die Vorbilder holen sollen? Diphthonge werden eben vielfach als einfache Laute aufgefasst, was am besten daraus hervorgeht, dass auch einfache Längen bei Entlehnung in Sprachen, denen entsprechende Längen fehlen, oft durch Diphthonge wiedergegeben werden; vgl. z. B. fi. *koulu* < schwed. *skola*, fi. *meininki* < schwed. *mëning*.

Für das Ahd. ergibt sich daraus zweierlei.

Erstens. Da die lat. Buchstaben *o*, *e* bei der Übernahme der lat. Schrift zur Wiedergabe deutscher Wörter im 8./9. Jht. auch *uo*, *ie* bezeichneten, so konnten sie auch sehr gut für deutsches *uo*, *ie* verwendet werden, oder m. a. W. die Schreibung *o*, *e* im Ahd. ist kein Beweis dafür, dass wir es noch mit Monophthongen zu tun haben; für die Chronologie des ahd. Wandels *ō*, *ē* > *uo*, *ie* geben sie keine Anhaltspunkte. Er kann schon in früher vorliterar. Zeit eingetreten sein.

Zweitens müssen die lat. Fremdwörter mit klass.-lat. *ě*, *o*

im Ahd. schon vor ihrer Übernahme *ie, uo* (oder \bar{e}, \bar{o}) gehabt haben, also den ahd. *ie, uo* gleiche oder sehr ähnliche Laute (ähnlich schon Franck, ZfdA. XXXX 42 ff.). Gegen diese Annahme darf nicht angeführt werden, dass das As. und Ags. doch die lat. Fremdwörter mit \bar{e}, \bar{o} widergebe. Hier handelt es sich um eine einfache Lautsubstitution. So substituieren ja auch die nord. Sprachen \bar{e}, \bar{o} für mnd. *ie, uo*: schwed. *redlig*, dän. *redelig* < mnd. *redelik* (d. i. *ried-*); schwed. *rote*, dän. *rode* < mnd. *rote* (d. i. *ruate*). Die rom. Endung *-ier* erscheint im Nord. als *-ēra* (schwed. *diskutēra*). Diese Lautsubstitutionen verunmöglichen es uns denn auch in den lat. Lehnwörtern des Keltischen und Slavischen ein ursprüngliches *ie, uo* nachzuweisen. Auch für das Ahd. darf deshalb nicht geschlossen werden, dass es zur Zeit der Übernahme der betreffenden Lehnwörter bereits ein *ie, uo* gehabt haben muss. Es kann für lat. *ie, uo* zunächst \bar{e}, \bar{o} substituiert und dieses dann erst auf deutschem Boden diphthongiert worden sein. Eine Crux für jede Erklärung bilden natürlich die paar Lehnwörter mit lat. $\bar{e} >$ ahd. *ie*, für deren Erklärung ich mich Franck ZfdA. XXXX 46 anschliesse.

Von den in der Literatur bisher vorgetragenen Anschauungen ist diejenige, dass lat. \bar{e}, \bar{o} in den in Rede stehenden Lehnwörtern bei der Übernahme noch kurz gewesen und erst auf germ. Boden gedehnt und dann diphthongiert worden sei als unmöglich wohl endgültig aufgegeben. Sind aber \bar{e}, \bar{o} schon lat. gedehnt gewesen, so müssen sie nach dem oben dargelegten eben \bar{e}, \bar{o} oder schon *ie, uo* gewesen sein.

Wenden wir uns nun den deutschen Lauten zu. Um geschlossene Längen kann es sich nicht gehandelt haben; denn dann wären germ. Lehnwörter im Roman. mit \bar{e}, \bar{o} widergegeben worden; sie erscheinen aber als *ie, uo*: ahd. *ziarî* = afrz. *tiere*, prov. *tieira*, it. *tiera*; ahd. *hruoh* = afrz. *frucc* usw. (ZfdA. XXXX 266).

An Erklärungsversuchen für den ahd. Übergang $\bar{e}, \bar{o} >$ *ie, uo* kenne ich nur denjenigen von Bäsecke, Einführg. in das Ahd. 18: „Wenn ein Langvokal die Energie einer verlorengehenden Folgesilbe in sich aufnimmt, so kann er zweiakzentig, d. h. Diphthong werden (l. *brève* > *brêf*; g. *flōdus* > *flōt*)“, ein ganz unglücklicher Versuch Wredes Erklärung der nhd. Diphthongierung auf das in Rede stehende Phänomen anzuwenden; denn Silbenverlust hat doch bei den meisten hierhergehörenden Wörtern nicht stattgefunden: got. *her, fera, sokjan, botjan, brothar* usw. erscheinen im Ahd. genau mit derselben Silbenzahl.

Germ. \bar{e} , \bar{o} ist bekanntlich auch auf ndd. Gebiet zu *ie*, *uo* diphthongiert worden. Von den as. Denkmälern kennen die Diphthongierung besonders die Heliandhss. CPV und die Genesis. Von den kleineren Denkmälern zeigen mehrere *uo*, die *ie* nicht kennen; genauere Angaben bei Galée, As. Gr. 20 f., 64—69. Die sicher lokalisierbaren Denkmäler mit Diphthongen weisen nach Werden. In den heutigen Dialekten erscheinen Diphthonge 1) in einem Kolonialgebiet an der Grenze zum Md. südlich von Magdeburg bis Wittenberg (Jellinghaus, Einteilung d. ndd. Maa. 31 f. u. 73, Jahrb. f. ndd. Spr. XXI 62; XXII 3 f.), das für die ältere Sprache nicht in Betracht kommt, 2) ganz im Westen an der Grenze des Nfrk., westlich von Twente und östlich von Zutfen (Galée a. a. O.). Wahrscheinlich vollständig durchgeführt war die Diphthongierung im Anfrk. (vgl. für die heutigen Mundarten bes. die einschlägigen Hefte in Wredes Deutsche Dialektgeogr.). Verhältnismässig jung ist die Entwicklung von germ. \bar{e} ; \bar{o} zu *iə*; *oə*, *uə* im Neuwestfriesischen, da an ihr auch die nicht auf germ. \bar{e} zurückgehenden awestfrs. \bar{e} teilgenommen haben (*sīad* Saat, *stīan* Stein, *sīal* Scele usw.).

Der schweizerdeutsche Dialekt des an der französischen Grenze gelegenen Saanentals diphthongiert junges \bar{e} < germ. *ai* etc. zu *ie*: *sīal* Seele, *sīaft* (< **sēft* = mhd. *semfte*); das ABC lautet *a*, *biə*, *tsiə*, *diə* usw. Das Saanental, das ehemals französisch war, zeigt in seiner Lautgebung mehrere französische Eigentümlichkeiten: Nasalvokale, palatale gutturale Spiranten. So dürfte auch das im Schweizerdeutschen sonst unerhörte *ie* für \bar{e} französische Lautsubstitution sein. Ein *uo* für junges \bar{o} kommt natürlich nicht vor, da der angrenzende franz. Dialekt diesen Diphthong nicht mehr kennt. So scheint es mir auch nicht unwahrscheinlich zu sein, dass die neuwestfries. Mundarten ihr *iə*, *uə* dem Einfluss des Niederfränkischen verdanken, das heute einen grossen Teil des ehemaligen westfries. Gebietes einnimmt. Dass dabei die *iə*, *uə* für alle awestfries. \bar{e} , \bar{o} eingetreten sind, ist nur in der Ordnung. Man könnte sogar im Hinblick auf die geographische Verbreitung des Lautwandels in den altdeutschen Sprachen — Anfrk., westlicher Teil des Asächs. und das ganze hd. Gebiet — versucht sein an roman. Lautsubstitution \bar{e} \bar{o} (bzw. *ie* *uo*) für deutsch \bar{e} \bar{o} zu denken*). Im Süden geht die Diphthongierung

*) ZfdMa. 1921, 9 glaubt auch Frings „dass die oberdeutsche Diphthongierung in engstem ursächlichen Zusammenhang mit den entsprechenden romanischen Erscheinungen steht“, ohne aber die These näher zu begründen.

allerdings weit über das ehemals römische Gebiet hinaus; man müsste hier eben eine Ausbreitung der Diphthonge von den südlichen obd. Mundarten zu den md. annehmen, was ja im Hinblick auf die gleichartige Bewegung der hd. Lautverschiebung vom Obd. nach dem Mitteldeutschen durchaus nicht unwahrscheinlich wäre. Die Hypothese würde an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn wir sonst nur durch Dehnung hervorgerufene Diphthongierungsfälle von *e o > ie uo* kätten. Nun gibt es aber eine Reihe von Belegen gleichartiger Diphthongierung auch von ursprünglich langem \bar{e} \bar{o} , von denen eine Anzahl durch H. Möller ZfvglSpr. XXIV 508 f. gesammelt worden ist *). Auf die obige Hypothese lege ich daher kein allzu grosses Gewicht.

Worauf es mir hier vor allem ankommt, ist zu betonen, dass die ahd. Diphthongierung schon lange vor dem Einsetzen der literarischen Überlieferung stattgefunden haben kann.

6. Zur Orthographie der ahd. Vokale.

Dass die älteste Orthographie des Ahd. in der Orthographie des gleichzeitigen Latein wurzelt, leuchtet ohne weiteres ein und ist auch besonders seit Kaufmanns Aufsätzen Germ. XXXVII 243 und ZfdPh. XXXII 145 öfters betont worden. Wenn nun der deutsche *u*-Diphthong mit dem lat. *au* wiedergegeben wurde; so handelt es sich um eine blosser Übernahme der einzigen lat. Bezeichnung für einen *u*-Diphthong; für den genaueren Lautwert des deutschen Diphthongs ergibt sich aus dieser Schreibung nichts. Ein *i*-Diphthong kommt im Lat. zwar vor, findet sich aber ziemlich selten: *failla* schon in der Appendix Probi; Perfektformen wie *amai*, *laborait* in Inschriften öfter. Bei der Wahl des *ai* mag übrigens auch das Vorbild von *au* beigetragen haben. Auf jeden Fall dürfen wir auch ahd. *ai* nicht ohne weiteres als *a + i* auffassen.

An *e*-Lauten besass das Vulgärlatein in sog. gedeckter Silbe offenes und geschlossenes *e*, in offener Silbe geschlossenes \bar{e} und

*) Beiläufig bemerkt dürfte das, was Möller a. a. O. mit seiner Zusammenstellung beweisen will, dass nämlich *ie*, *uo* immer aus offenem *e*, *o* hervorgegangen sei, nicht stich halten. Als leidlich sichere Gegenbeispiele dürften angeführt werden žemaitisch *iē*, *uo*, dem im übrigen Litauischen geschlossenes \bar{e} , \bar{o} entspricht (*siediēti* — *sēdēti*; *žmuogūs* — *žmogūs* Leskien, Lit. Leseb. 149) und die oben S. 19 angeführte Diphthongierung von \bar{o} neben \bar{o} im Lappischen.

zweigipfliges \tilde{e} (oder besser schon *ie*). Widergegeben wurden diese 4 Laute in der Schrift promiscue mit *e*, *e*, *ae*, *æ*.

Das Ahd. hat 4 verschiedene *e*-Laute: offenes kurzes *e* (= germ. *ē*), geschlossenes kurzes *e* (Primärumlaut von *a*); zweigipfliges \tilde{e} bzw. *ie* (= \tilde{e}^2) und \bar{e} (< urgerm. *ai*). Die verschiedenen vulgärlat. Bezeichnungen kommen mehr oder weniger häufig für alle ahd. *e*-Laute vor; nur \tilde{e}^2 , für das früh *ea*, *ia*, *ie* eintreten, wird nie mit *e*, *æ* oder *ae* bezeichnet, sondern immer nur mit *e* oder *ee*. Dem *ae* für \bar{e} (< germ. *ai*) den Lautwert eines offenen *e* zuzuerkennen, liegt also keine Berechtigung vor, auch wenn *ae* zur Bezeichnung des geschlossenen Umlaut-*e* verhältnismässig selten verwendet wird.

An *o*-Lauten besaß das Vulgärlatein in gedeckter Silbe offenes und geschlossenes *o*, in offener Silbe geschlossenes \bar{o} und zweigipfliges \tilde{o} (bzw. *uo*). Widergegeben wurden allè *o*-Laute in der Regel mit *o*; zum Teil hatte auch *au* den Lautwert eines *o*. Aus dieser Aussprache des roman. *au* erklären sich vielleicht die vereinzelt bair. *au*-Schreibungen des 8. Jhts. für \bar{o} (< germ. *au* (Schatz, Altbair. Gr. 23).

Schwieriger ist es die besonders im Bair. häufigen *ao* für \bar{o} (< germ. *au*) zu deuten, die in gewissen Urkunden aus der ersten Hälfte des 8. Jhts. geradezu die normale Bezeichnung dieses Lautes sind (Schatz a. a. O. 22 f.); im Alem. sind sie seltener, im Frk. kommen sie so gut wie gar nicht vor. Dass es sich nicht um einen Diphthong handelt, wird man daraus schliessen dürfen, dass sie niemals für *au* stehen. Wären wirklich *au* und *ao* Diphthonge gewesen, die sich nur durch den zweiten Bestandteil voneinander unterschieden, so wäre es ganz unbegreiflich, dass sie nie miteinander verwechselt wurden. Sehr häufig sind dagegen Verwechslungen zwischen diesem *ao* und *oa* (= germ. \bar{o}), die aber als blosser Buchstabenvertauschung zu bewerten sind wie die Verwechslung von *ou* und *uo*. Bezeichnung eines Monophthongs durch zwei Vokalzeichen, wobei der zu bezeichnende Laut die Mitte zwischen den Lautwerten der beiden bezeichneten Laute einnimmt, ist in der Orthographie der germ. Sprachen nichts seltenes: got. *au*, *ai**) für *o*, *e*; aisl. aschwed. *ao*,

*) Die heute allgemeine Annahme, dass got. *au* für *o* eine wulfilanische Nachahmung der griech. und got. Schreibung *ai* für *e* sei, befriedigt nicht. Bei dem vortrefflichen orthographischen System Wulfilas wäre es ganz unbegreiflich, dass er ohne direktes Vorbild eine so zweideutige Bezeichnung

au für *o*; mhd. alem. *au* für \bar{o} ($<$ mhd. \bar{a}); die Umlautsbezeichnungen in den verschiedenen germ. Dialekten; schwed. å für *o* usw. In unserem Falle mag das Vorbild für diese Bezeichnung im lat. *ae* für *e* zu suchen sein, und der Anlass zu einer besonderen Bezeichnung dieses *o*-Lautes wird das Bedürfnis nach einer Unterscheidung von germ. \hat{o} gewesen sein, das damals bereits unechter Diphthong war, aber in Übereinstimmung mit dem Vulgärlat., das denselben Laut im 8. Jht. konsequent mit *o* wiedergab, meistens mit blossem *o* bezeichnet wurde. Die Freisinger Urkunden, die einzige Quelle, die germ. \hat{o} ziemlich konsequent mit *oa* bezeichnet (besonders im Schreibgebrauch Cozrohs), verwenden denn auch *ao* verhältnismässig selten; Cozroh schreibt *o* (Schatz, Abair. Gr. 22 f.). In den übrigen Quellen weicht *ao* dem *o*, sobald *uo* für *o* durchdringt. Die Schreibung *ao* gehört wie gesagt dem bair. Dialekt an. Von da aus sind einige spärliche *ao* ins Alem. gedrungen. Diejenige alem. Quelle, die am häufigsten *ao* aufweist, Ra., geht ja auf ein bair. Original zurück. Gerade im Bair., wo wir für $\bar{o} <$ germ. *au* ein offenes \bar{o} anzusetzen haben, ist eine Bezeichnung *ao* verständlich: dieses \bar{o} hält etwa die Mitte zwischen *a* und *o*.

Germ. \hat{o} und \hat{e}^2 sind meiner Ansicht nach schon vorlitera-

eingeführt hätte, die bald Diphthong, bald Monophthong ausdrücken konnte. Diese Orthographie würde sich unter folgender Annahme sehr leicht erklären, die v. Friesens Herleitung des gotischen Alphabetes aus dem Runenalphabet (v. Friesen, Om runskriftens härkomst 46 ff.; Hoops Reallexikon II 306 ff.; Streitberg, Got. Elementarb. 40 ff.) zur Voraussetzung hat: Als die Goten im 2. Jht. n. Chr. die Runenschrift übernahmen, hatten sie keine kurzen *o*- und *e*-Laute, also auch keine Bezeichnung dafür. Diese Annahme scheint mir durch Kocks Ausführungen ZfdPh. XXXIV 45 ff. nicht widerlegt zu sein; sie würde auch durchaus zu Brauns Hypothese (Браунъ, Разысканія въ области гото-славянскихъ отношеній 338 ff.) passen, nach der die $i < e$ im Got. schon einer Zeit angehörten, als Balten und Goten noch Nachbarn waren, also vor ihrer Wanderung nach dem Schwarzen Meer. Während des 2. bis 4. Jhts. wäre nun die Brechung von *u*, $i > o$, *e* vor *r*, *h* erfolgt. Um diese neuen Laute zu bezeichnen, griffen die Goten, da ihnen besondere Runen dafür fehlten, zum Mittel einer Doppelbezeichnung *au* und *ai*, wofür ich besonders auf die analoge Bezeichnung *au* im Runenschwedischen für *o* aufmerksam mache. Wulfila hätte dann bei der Umwandlung des Runenalphabetes nur auf eine ältere, schon eingebürgerte runische Orthographie zurückgegriffen, was er umso eher tun konnte, als er wenigstens für die Bezeichnung des *e* durch *ai* auch im Griechischen ein Analogon fand. Leider haben wir in keiner got. Runeninschrift ein hierhergehörendes Wort, das die Annahme beweisen oder widerlegen könnte.

risch diphthongiert gewesen. Sie werden aber zunächst mit *o* und *e* widergegeben, da das Latein des 8. Jhts. identische oder doch sehr ähnliche Laute mit *o* und *e* bezeichnete. Wie weit die späteren Schreibungen *oa*, *ua*, *uo* und *ea*, *ia*, *ie* verschiedene Laute wiedergaben oder nur Versuche sind, dieselben unechten Diphthonge zu transkribieren, lässt sich nicht entscheiden.

Ich halte also sowohl den Übergang von *ai* und *au* > *ei* und *ou* als die Monophthongierung der *ei* und *ou* > \bar{e} , \bar{o} und die Diphthongierung von e^2 und \bar{o} > *ie*, *uo* für vorliterarisch. Die älteste Wiedergabe dieser Laute suchte ich durch die gleichzeitige Aussprache des Vulgärlateins in den benachbarten roman. Ländern zu begründen. Die Veränderungen des Schriftbildes halte ich für rein orthographische Wandlungen. Natürlich müssen auch sie ihre Ursachen gehabt haben. Im Einzelnen kann man diese Ursachen freilich nicht mehr nachweisen; aber in grossen Zügen lassen sich die orthographischen Reformen wohl begreifen.

Dass das Verschwinden der bair. *ao* (= \bar{o} aus *au*) in Beziehung steht mit dem Auftreten der Diphthonge für germ. \hat{o} , ist bereits erwähnt worden. Diphthonge für \hat{o} treten schon in der Mitte des 8. Jahrhunderts auf; allgemein durchgeführt ist *uo* aber erst um 900 herum, ganz in Übereinstimmung mit der französischen Orthographie: die Strassburger Eide 843 schreiben noch *poblo* mit *o* statt *uo*, *sendre* mit *e* statt *ie*; die Eulalia aus dem Ende des 9. Jahrhunderts hat *uo* durchgeführt.

Am frühesten hat sich die orthographische Neuerung *ei* für *ai* durchgesetzt: frk. um 765, bair. und alem. um 790. Das dürfte seinen Grund darin haben, dass der Diphthong *ai* im Lat. verhältnismässig selten vorkommt, die Schaffung einer eigenen Bezeichnung des *i*-Diphthongs durch lat. Vorbilder also wenig gehemmt war.

Die Durchführung der übrigen orthographischen Reformen (*ou* für *au*; *ie* für *e* (= germ. e^2); die Ersetzung der *ae* durch *e*) fallen alle in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts. Ich möchte sie in Zusammenhang bringen mit der karolingischen Lateinreformation, deren Einfluss auf die ahd. Orthographie auch F. Kaufmann ZfdPh. XXXII 145 ff. hervorhebt. Bei der Reformierung der lat. Schrift und der lat. Grammatik muss gewiss auch mehr Gewicht auf die lat. Aussprache gelegt worden sein, wobei es besonders bedeutsam gewesen sein dürfte, dass unter den

Lateinlehrern Angelsachsen gewesen waren, deren Lateinaussprache naturgemäss weniger oder doch anders durch die Aussprache der roman. Sprachen beeinflusst war. Auf jeden Fall wird ein gewisser Unterschied in der Aussprache des Lateins vorhanden gewesen sein im Munde Alkuins von der Aussprache der deutschen Klosterinsassen; man denke nur an die verschiedene Lateinaussprache der heutigen Engländer und Deutschen. Die Schüler Alkuins aber werden, wie sie die Grammatik von ihrem Lehrer lernten, auch seine Aussprache übernommen haben, die er im Einzelnen auch durch Zitierung lateinischer Grammatiker gerechtfertigt haben mag. Über die Kenntnis der lat. Grammatiker in ahd. Zeit vgl. z. B. *Germania* XXXVII 259 f. Dadurch aber entstand eine Diskrepanz zwischen der deutschen Orthographie und Aussprache: lat *e* z. B. wurde nicht mehr *ie* ausgesprochen, konnte also auch im Deutschen nicht mehr zur Bezeichnung des Phonems *ie* gebraucht werden. Die grössere Sorgfalt in der Lateinschreibung muss unbedingt auch die Aufmerksamkeit auf die Wiedergabe der deutschen Laute gelenkt haben. Man schritt einerseits zu einer phonetisch getreueren Wiedergabe der Laute, die eben zu den oben erwähnten orthographischen Änderungen führte, andererseits aber auch zu einer Uniformierung der Schrift: die *oa*, *ua* mussten dem *uo*, die *ea*, *ia* dem *ie* auf der ganzen Strecke weichen, selbst dann, wenn auf einzelnen Dialektgebieten eine solche Schreibung vielleicht nicht mit der Aussprache übereinstimmte.

7. Ahd. *iu* > \bar{u} .

Den Übergang von ahd. *iu* > \bar{u} , den die meisten Grammatiken ohne weitere Erklärung registrieren, lässt Frank, *Altfrk. Gramm.* 46 über eine Zwischenstufe *iū* erfolgen. Das *i* wäre dabei wohl durch eine Art tautosyllabischen *u*-Umlaut zu \bar{u} geworden, wie aisl. *i* durch ein *u* der Folgesilbe zu *y* wurde (*lyng* < *lingua*). Auf dieselbe Weise scheint sich Noreen, *Aschwed. Gr.* 113 f. den Lautwandel anord. *briūta* zu aschwed. *brīta*, mit der Übergangsstufe **yu* zu denken). Dem widersprechen nun aber durchaus die Fälle, in denen sich *iu* > \bar{u} entwickelt hat, wie etwa mhd. *kiuven* > mitteldeutsch *kūven* > *kauen*. Sie beweisen, dass der zweite Teil des Diphthongs im späteren Monophthong fortlebt; denn die Annahme, dass diese \bar{u} erst sekundär aus \bar{u} entstanden seien, ist unstat-

haft, weil das durch *i*-Umlaut aus \bar{u} entstandene $\bar{ü}$ diesen Wandel nicht kennt. Ist aber der erste Teil des Diphthongs geschwunden, so müssen wir einen Akzentwechsel $iu > i\acute{u}$ annehmen, analog dem aisl. *flúga* < *fluga* (s. auch oben S. 18 f.).

Eigentümlich berührt nun zunächst, dass ein solcher Akzentwechsel nur bei *iu*, nicht aber auch bei *eo* (*ie*) stattgefunden hat wie im Aisl. (*bióða*). Nur für das Nd. werden wir auch hier mit einer Akzentverschiebung zu rechnen haben; denn das mnd. *lēf* lieb usw. erklärt sich doch wohl am besten aus *ljēf* < *lief*. Andere Beispiele für eine Akzentverschiebung *ie* > *ié* bieten noch *fje* Vieh, *hjet* heute auf einem kleinen Teil des Schwäbischen nö. vom Bodensee (Fischer, Geogr. d. schwäb. Maa. 42 Anm. 2: „mit Sonanzverschiebung“), ferner anlautendes *ie* in hd. *je*, *jemand* usw. Man vgl. auch noch den Übergang von urnord. *e* in gewissen schwed. und norweg. Dialekten zu *ie* oder *ié*, im Neuisl. zu *ié* (G. Bergman, Utvecklingen av samn. \bar{e} i svenska språket 24 f.).

Wie im Nd. haben wir im Ostfriesischen Akzentzurückziehung sowohl bei den Fortsetzern von germ. *iu* als auch *eo* (> aostfries. $-j\acute{u}-$ und $-j\acute{a}-$); das Westfriesische und das Nordfriesische kennen wie die hd. Mundarten eine Akzentverschiebung nur für *iu*, während *ia* fallender Diphthong bleibt und sich zu *iā*, *iə*, *i* weiter entwickelt (Siebs in Pauls Grdr.² I 1233 ff.).

Für die hd. und fries. Mundarten, in denen der Akzentwechsel nur bei *iu*, aber nicht bei *io* (bzw. *ia*, *ie*) eingetreten ist, lässt sich diese verschiedene Behandlung phonetisch leicht begreifen. Im ersten Fall haben wir es mit einem zweiten Diphthongbestandteil zu tun, der mit Zungenspannung gebildet den Akzent auf sich gezogen hat, während das *o*, *a* oder *e* des Diphthongs *io* (*ia*, *ie*) mit schlafferer Zunge gebildet ist und auf hd. Boden vielleicht zur Zeit der Akzentverschiebung $iu > i\acute{u}$ schon ein reduzierter Vokal war. Einen bei *iu* eintretenden Akzentwechsel kennt auch das Neuengl.: me. *iú* (< $i + w$, $e + w$ usw. in *trewe* wahr, *snewen* schneien; s. z. B. Luick, Hist. Gr. d. engl. Spr. I 412 ff., 431, 433; Jespersen, A modern engl. grammar I 101 ff.) > $j\acute{u}$. Der fallende Diphthong galt wahrscheinlich noch im 16. und 17. Jht. und findet sich noch in einzelnen Mundarten. (Der Akzentwechsel wird gut hervorgehoben bei Eckwall, Hist. neuengl. Laut- und Forml. 45). Andere Akzentverschiebungen bei fallenden Diphthongen im Ags.

und Me. siehe bei Bülbring, Altengl. Eb. 134 ff., Luick a. a. O. I 240 ff., Sievers IF. XIV 32 ff.

Die einzelnen Mundarten gehen bekanntlich in der Behandlung von ahd. *iu* stark auseinander. In den nordostschweizerischen Dialekten, in denen ahd. *iu* allgemein zu \bar{u} übergegangen ist, lassen sich keine chronologischen Angaben über den Akzentwechsel machen. Im Bairischen, Schwäbischen und im Nordwestschweizerischen erscheint älteres *iu* vor Labialen und Gutturalen teilweise als *ie*; auch der Status bei Notker stimmt merkwürdigerweise zum Nordwestschweizerischen und nicht zu der heutigen St. Galler Mundart. Nach Wilmanns, Deutsche Gram. I² 240 und Schatz, Ma. von Imst. 65 f. war dies der Fall, wenn in der Folgesilbe ein *a*, *e*, *o* stand. Ich möchte der Regel eine etwas andere Formulierung geben. Ich meine, in einem *iu* mit dem Akzent auf dem *i* muss der zweite Bestandteil ganz naturgemäss allmählich weniger energisch artikuliert werden: *iu* muss zu *io* übergehen, wenn dieser Erschlaffung nicht ein zungenhoher, gespannter Vokal der zweiten Silbe, also ein *i* oder *u* entgegenwirkt. Ich fasse also die Regel negativ: ahd. *iu* ist zu *ie* geworden, wenn nicht in der Folgesilbe *i* oder *u* stand. Diese Entwicklung von $iu > i\bar{u} > io > i\bar{o}$ wird erst in ahd. Zeit vor sich gegangen sein, während man nach Wilmanns' Theorie schon an vorgeschichtliche Verschiedenheit von *iu* und $i\bar{u}$ zu denken hätte (vgl. dazu die Bedenken bei Behaghel, Gesch. d. deutschen Sprache³ 156, die durch meine Annahme gehoben werden). Frühahd. waren die beiden Diphthonge *iu* und $i\bar{u}$ erst wenig voneinander verschieden, und in traditioneller Schreibweise sind sie gleich geschrieben worden, bis im 10./11. Jht. der zweite mehr in die Nähe des *ie* (< ugerm. *eu* vor Dentalen und < \bar{e}^2) rückte. Schwierigkeiten machen bei dieser Auffassung nur die einsilbigen Wörter, bei denen Schwanken geherrscht zu haben scheint: tirol. *duib*, *doib* gegen Imst *dieb* usw. Was den Akzent betrifft, so müssen wir annehmen, dass er mindestens bis in die Zeit, da in der Schrift eine Differenzierung zwischen den beiden Entwicklungsprodukten aus ahd. *iu* eintritt, auf der ersten Komponente ruht hat. Notkers *iu* dürfte wohl schon $i\bar{u}$ gewesen sein; der Akut auf dem *i* (gegenüber dem Zirkumflex in *ie*, *io*) würde dann nur dazu gedient haben das *i* aus den drei Strichen besser herauszuheben. Unter dieser Voraussetzung begreifen wir am besten die analoge

Bezeichnung für den Umlaut von *u*, die nicht konsequent ist, da sich ja *iü* und *ü* lautlich nicht ganz decken.

Wenden wir uns nun dem zweiten Bestandteil des Diphthongs zu. In demjenigen hochalemannischen Gebiet, wo jedes *iu* > *ü* geworden ist (Nordostschweiz), muss die *ü*-Färbung durch eine Art progressive Palatalisation entstanden sein, welche vor oder nach der Akzentverschiebung eingetreten sein kann. Eine Analogie bietet der besonders im Ostnordischen bekannte ‚progressive Umlaut‘ *iä, ió* > *iä, iö*: anord. *hiarta* Herz, *biörn* Bär > schwed. *hiärta*, *biörn*. Den Ausdruck ‚Umlaut‘ möchte ich hier lieber vermeiden, da wir diesen Begriff doch am besten auf die Fälle einschränken, wo ein Vokal der Folgesilbe eingewirkt hat*). Dieselbe Palatalisierung durch das *i* müssen wir auch für das Mitteldeutsche annehmen, wo sie jedoch vor *w* unterblieben ist. Für den Schwund des *i* vor *ü* vgl. man aisl. *flýgir* < **flíygir* zu *flúga* fliegen. Aber auch der Schwund des unbetonten *i* vor *u* lässt sich leicht begreifen. Man vgl. dazu den analogen Schwund des *i* vor *u* im Englischen (*crew*, *blue* = *krū*, *blū* < *kriū*, *bliū*), der allerdings an gewisse

*) In E m m i M e r t e s' Aufsatz ‚Ahd. *iu* ohne Umlaut‘ in ZfdM. 1921, 34 ff. wird als unumgelautet jedes *iu* betrachtet, das zu unumgelautetem *ü*, als umgelautet dasjenige, das zu umgelautetem *ü* stimmt, weswegen sie denn auch mit schwäb. *ui* nichts rechtes anzufangen weiss. Als Beispiele für *iu* vor Konsonanz verfolgt sie die Wörter ‚heute‘, ‚Feuer‘, ‚nichts‘ und wagt aus diesen drei ganz ungleichwertigen Vertretern Schlüsse auf die Verbreitung der Umlautlosigkeit zu ziehen! (‚nichts‘ hat, wie jedes Dialektwörterbuch lehrt, eine ganz exzeptionelle Entwicklung durchgemacht, die teilweise durch die Unbetontheit im Satze verursacht war; und dass das *ui* in ahd. *vuir* sich überall gleich entwickelt hat wie ahd. *iu*, müsste eine solche Arbeit erst beweisen). Für die Entstehung des schwäbischen *ui* behauptet sie (S. 41 f.), dass die nhd. Diphthongierung als terminus a quo zu betrachten sei, da es nicht mit mhd. *ü* zusammengefallen sei; da also dieser Diphthong ein junges Entwicklungsprodukt sei, sei es gewagt, ihn als ‚lautgesetzlich‘ anzusprechen. Sie schliesst dann mit der Vermutung, „dass die palatale Komponente des problematischen *ui* alemannischen Ursprungs zu sein scheint, während das velare Element auf Beeinflussung vom Md. her zurückzuführen sein dürfte“. Ich will im allgemeinen die Möglichkeit von ‚Kompromissformen‘ nicht bestreiten, aber dann müssen sie erst geschichtlich begründet werden, wie dies Frings in seinen schönen Arbeiten getan hat. Dass nun jeder unbequeme Diphthong einfach dadurch erklärt wird, dass man den einen Bestandteil irgendwo aus dem Norden, den andern aus dem Süden holt, ist denn doch ein etwas zu billiges Rezept!

vorangehende Konsonanten gebunden ist (vgl. Horn, Unters. z. neuengl. Lautgesch. 40 f.).

Anders verhält es sich im Schwäbischen und Bairischen, wo \bar{u} durch wirklichen Umlaut d. h. durch Einwirkung eines folgenden i oder j entstanden ist. Schwierig ist hier die Beurteilung der unumgelauteten Formen. Dass das ui , das in vielen Mundarten unumgelautetes iu weiterführt, durch Metathese entstanden sei (Schatz a. a. O. 66), halte ich aus phonetischen Gründen wie auch mit Rücksicht auf die Vertretung des unumgelauteten iu durch andere i -Diphthonge in vielen Dialekten (oi , ai , ei usw.) für ausgeschlossen.

In den Mundarten, welche die nhd. Diphthongierung mitgemächt haben, lässt es sich zunächst nicht entscheiden, ob diese ui , oi usw. (= unumgelautetem iu) nicht auf eine monophthongische Stufe (man könnte etwa an offenes \bar{u} denken, während das umgelautete iu geschlossenes \bar{u} voraussetzt) zurückgehen; so führt Behaghel a. a. O. 157 schwäb. ui auf \bar{u} zurück. Dagegen zeigen die Dialekte, die die nhd. Diphthongierung nicht kennen, wie die Walliser und innerschweizerischen Mundarten deutlich, dass wir hier direkt von einem Diphthong auszugehen haben. Der Osten dieses Gebietes hat \ddot{u} , $a\ddot{u}$, Issime $a\ddot{u}$, Alagna ai , Rimella ai , Obersaxen, Urseren $\ddot{a}i$, das Wallis, die Pomater Gruppe, Macugnaga und Gressoney ei ; das Luzerner Entlebuch \ddot{u} . Die Laute stimmen hier durchaus mit dem Umlaut von ou überein, während der Umlaut von \bar{u} und iu (ausser in Issime und dem Schanfigg, die an der nhd. Diphthongierung partizipieren) monophthongisch als \bar{u} oder \bar{i} erscheint (Bohnenberger, Die Mundart der deutschen Walliser §§ 72, 75, 76; Wipf, Die Ma. von Visperterminen §§ 49, 50, 56; Brun, Die Ma. von Obersaxen §§ 44, 48, 49; Abegg, Die Ma. v. Urseren §§ 32, 33, 38; Schmid, Die Ma. des Amtes Entlebuch §§ 47, 52, 53). Dass wir von einem Diphthong auszugehen haben, bestätigen durchaus auch die mhd. Schreibungen in den Hss., die umgelautetes und unumgelautetes iu scheiden, z. B. die Parzivalhs. G, die unumgelautetes iu durch iu , iw wiedergibt, umgelautetes durch u (PBB. XX 330 ff.). In den bairischen und schwäbischen Mundarten ist Zusammenfall von unumgelautetem iu mit dem Umlautsprodukt von ou in der Regel nicht eingetreten. Gemeinsam ist allen Mundarten, dass der Diphthong auf \bar{u} oder i ausgeht, also auf einen Diphthong mit \bar{u} als zweiter Komponente zurückweist, da i nur in Dialekten

erscheint, die auch sonst Endrundung zeigen. Dieses *iü* < nicht umgelautes *iu* muss später entstanden sein als das *iü* = umgelautes *iu*, da es ja den Akzentwechsel nicht mehr mitgemacht hat. Mit Rücksicht auf den ersten Bestandteil haben wir ausser den oben angeführten Walliser Formen noch bair. schwäb. *oi*, *ui* (und daraus sekundär entstandenes \bar{u} ; s. Fischer, Geogr. d. schwäb. Maa. Karte 14 und Text 41 f.) anzuführen. Die Entwicklung des Diphthongs dürfte dann etwa so vor sich gegangen sein, wie sie Lessiak PBB. XXVIII 84 für das Bairische skizziert: „*iu* > *eü* > *öü*, dieses mit Dissimilation zu *oü* und weiterhin zu *oi* bez. *ui*“. Auf der Stufe *öü* wird in den Schweizer Dialekten Zusammenfall mit dem Umlaut von *ou* stattgefunden haben, dessen Weiterentwicklung zu *äü*, *aü* bzw. Entrundung zu *ei*, *äi*, *ai* unser Diphthong dann teilt. Im Bairischen und Schwäbischen muss der Umlaut von *ou* bereits von *öü* abgewichen sein, als die Entwicklung von *iu* dieses Stadium erreichte.

Inbezug auf die Monophthongierung und den Akzentwechsel, den diese mhd. Monophthonge überall voraussetzen, während die mhd. Diphthonge überall auf *iu* mit Akzent auf dem *i* zurückgehen, haben wir also drei Gebiete zu unterscheiden:

1. ein Gebiet, in dem jedes ahd. *iu* sich zum steigenden Diphthong entwickelt (das md. und nordost-schweiz. Gebiet).
2. ein Gebiet, in welchem nur das vor *i*, *j*, *u* der Folgesilbe stehende *iu* (vielleicht auch *iu* im einsilbigen Wort) zunächst als solches erhalten bleibt und dann einen Akzentwechsel aufweist (Nordwestschweiz, Teile des bair. und schwäb. Gebietes).
3. ein Gebiet, in dem nur durch *i*, *j* der Folgesilbe umgelautes *iu* den Ton auf die zweite Komponente zieht (der grösste Teil der schwäb. und bair. Dialekte und die Walser und inner-schweizerischen Mundarten).

Die Zugehörigkeit der einzelnen Wörter zum unumgelautes Typus hier näher zu untersuchen, muss ich mir mangels einer reichhaltigeren Dialektliteratur versagen. Meine Aufgabe war es nur auf die Rolle hinzuweisen, die der Akzent bei der Weiterentwicklung dieses Diphthongs gespielt hat.